



Rede zur Ausstellungseröffnung „Friends“, Galerie Alte Schule Adlershof, 2.3.2007

„Ein Freund, ein guter Freund, das ist das Schönste was es gibt auf der Welt.“

Und was hat die Kunst davon?

Diese Ausstellung ist ein Glücksfall. Denn sie verzettelt sich nicht in der didaktischen Offenlegung von Privatangelegenheiten, sie setzt ganz auf die Kraft der Bilder.

Freundschaft als Beziehungskitt zur Hebung des Qualitätsniveaus braucht sie nicht. Jede der hier gezeigten Positionen ist wie eine Perle auf der Schnur formaler Vollendung, unabhängig davon, mit wieviel Quadratzentimetern der Auftritt erfolgt. Es ist zu spüren, dass man/frau sich einander ebenbürtig fühlt. Diese Gestimmtheit bringt die Ausstellung in einen wohltemperierten Fluß.

„Friends“ („Freunde“) lautet der Ausstellungstitel und er lässt in Verbindung mit dem Präsentationskonzept Einblicke und Durchblicke zu, die auf verblüffende Art und Weise belegen, dass man Freundschaft haben, aber künstlerisch durchaus getrennte Wege gehen kann.

Möglicherweise beweist sich wirkliche Freundschaft auch erst darin, dass Menschen aus Gründen zueinander kommen, ohne bestimmte Ziele, Zwecke, Nutzen etc. zu verfolgen. Dass es diesen Menschen in ihrer Beziehung zueinander nicht mehr wichtig ist, ob sie selbst Gewinner oder Verlierer sind. Überlegenheit (und das ist angesichts des Auftritts bekannter Alphonse in dieser Ausstellung erstaunlich!) spielt in der Freundschaft keine Rolle mehr.

Zusammengekommen sind wirkmächtige Werke aus den Bereichen Malerei, Grafik, Handzeichnung und Skulptur von zehn Künstlern und einer Künstlerin, die untereinander vielfach verbandelt sind und sich näher oder auch etwas ferner stehen.

Die meisten kennen sich noch aus ihrer Dresdner Zeit, einige teilen das Schicksal miteinander, die DDR in den 80er Jahren verlassen haben zu müssen und in Berlin gelandet zu sein, wo sich neue Verbindungen bildeten, sicherlich nicht zufällig.

Garantiert hätte man noch mehr „Freunde“ finden und die Ausstellung erweitern können. Insofern schreit das Konzept nach Fortsetzung. Dorit Bearach, die Konzeptorin dieser Schau, hat als Malerin selbst in

Dresden studiert und ließ sich augenscheinlich faszinieren von malerisch satten Momenten, einem aus der Ferne herüberklingenden romantischen Ton und einer Wurzel, die ihre expressive Kraft nicht gewillt ist zu zügeln und sich vielfach verzweigt zwischen Konkretion und Abstraktion.

Entscheidend ist, dass es gelang, eine Gemeinschaft des Geistes vor Augen zu führen, die der Ausstellung inhaltlich einen Sockel bietet, von dem aus der Freiflug in alle Himmelsrichtungen hin möglich ist.

Freundschaft ist Teil einer Kunst des Lebens.

Ich behaupte aber, dass die Kunst selbst frei ist, frei sein muss von freundschaftlichen Bindungen. Vor der leeren Leinwand und vor dem unbehauenen Block sind alle Künstler gleich und jeder zuerst ganz allein und uneingestanden einsam. Die in langen Sessions erzeugten Gemeinschaftsbilder oder das spielgruppenintensive Austoben am Instrument in Freiformen der höheren Art, vermögen nur die Gruppendynamik positiv zu beeinflussen. In der Kunst sind sie nicht mehr als ein Training, ein Warmmachen vor dem Kampf.

Jegliche Art der Stammtisch-Bildung, der Künstlerassoziation, der Band-Kreation und des arbeitsteiligen Miteinanders ist praktisch und ein Gnadenrecht für die Unbegabten. Die Kunst dagegen beansprucht für sich die Isolation, die Abspaltung von der Gruppe. Daraus können Freundschafts- und Nachbarschaftsprobleme erwachsen. Manch einen hat das schon ein Ohr gekostet.

Die Einstellung „Ein Freund bleibt immer Freund, auch wenn die ganze Welt zusammenfällt.“ ist mit Sicherheit ein Halteseil und existentiell animierend. Aber selbst Seelenverwandtschaften vermögen die Qualität von Kunst nicht zu steigern. Weder das Umschwärmtsein noch die Zurückweisung sind ästhetisch fruchtbar zu machen, und die stets fragile Verbindung mit Publikum und Sammler-Freunden schon gar nicht. Einzig Leidensdruck aufgrund von Liebesverlust vermag zum Stimulus zu werden.

Das wissen die hier Ausstellenden. Man sieht es ihren Werken an.

Wir stehen Arbeiten aus einem Zeitraum von über 15 Jahren gegenüber und ich bin froh, so viel selten Gesehenes und Neues entdeckt zu haben, dass ich die Ausstellung unbedingt weiterempfehlen muss.

Da sind zuerst die aus einer Mischung von Dunkel und Glühfarbe erweckten Bilder „Sittich mit junger Frau“ und „Heimliches Gespräch“ von **Frank Hartung**, den seine Freunde „Bootsmann“ nennen. Eine seiner Skulpturen aus Elbsandstein nimmt es sogar mit dem Monumentalformat von Hans Hendrik Grimmling auf.

Manfred Strehlau überrascht mit sensiblen Akt-Zeichnungen aus den letzten zehn Jahren, die den menschlichen Körper als ein Konstrukt aus Licht und Linien erscheinen lassen, die künstlerische Erweckung des ruhenden Ichs aus dem Nichts.

Eine großartige, ruhige und langmütige binnenfiktionale Tötung allen Schnick-Schnacks in einer Zeit, die ansonsten nur den Kurztakt kennt. Die Zusammensicht von Strehlaus Zeichnungen und Hartungs Skulpturen eröffnet dem Betrachter eine tatsächliche Out-of-Time-Dimension.

Wer **Volker Henze** nur über Arbeiten wie „Hinein ins Schwarze“ oder „In die Welt“ von 2003/2004 kannte, wird umdenken müssen, denn die kleinformatigen Ereigniskatarakte, rhythmischen Etüden, farbatmosphärischen Zuspitzungen aus jüngster Zeit öffnen ein neues Kapitel – hin zu noch mehr Konzentration auf das Strukturelle.

Bei **Harald Toppl**, wohl Henzes Bruder im Geiste, aber noch verdichteter in feinnervigen Psychogeografien (etwa seinen Aquatintaradierungen in vier Farben) oder der schneegleich verkrusteten Oberfläche seiner „Großen Tempera“ von 2005, dokumentiert mit seinen „Vier Zeichnungen zu Hera Argiva“ eine zwar folgerichtige, aber wiederum auch unerwartete Wallfahrt zur Konkretion im Sinne der bewußten Hingabe an das Gestaltpsychologische.

Gäbe es eine Ausstellung mit **Reinhard Stangl** ohne seine erotischen und Liebespaar-Bilder, wäre das ein Mangel. Vor Publikum fehlt es ihnen leider an Intimität, deshalb ist der Gang ganz gut, um sie zu schützen. Nüchtern betrachtet meint Liebe die emotionale Hinwendung und unwirtschaftliche Selbstverschwendung an etwas - sei es an andere Menschen oder an sich selbst. Bei Stangl ist Liebe in der ganzen Welt der Farbe verborgen und geborgen. Farbe und Liebe sind hier Rausch, der nackte Wahnsinn, totale Erregung. Auch kleinformatige Blätter können dadurch unendlich erhaben, tiefschmerzhaft beglückend oder voll eines Gefühls umfließender Geborgenheit sein.

Als Erotiker der unverblühten Art zeigt sich **Helge Leiberg** mit einer Farbrakete ausbrechender „Frühlingsgefühle“.

Liebe aber ist nicht Eros, der nicht Sex ist, der nicht Liebe ist. Doch sie gehören zusammen. Dass sie nicht in einander aufgehen, ist wohl das Geheimnis jeder emotionalen und geistigen Zuneigung, die nicht Idee bleibt und doch die körperliche Lust überschreitet, bei Leiberg mit

tänzerisch wild gestikulierendem Pinsel.

Die Höhen und der ganze Abgrund des Wollens, mal männlich, mal weiblich codiert, werden in der hiesigen Bildauswahl auch von **Cornelia Schleime** thematisiert, die mit Asphaltlack zum Leuchten bringt, was an haarigen Eingeständnissen gemeinhin tabu ist.

Das witzige übermalte Foto mit dem Titel „Lohn der Arbeit“ ist eine Betrachter-Falle. Im weiteren Sinne fragt es explizit nach der männlichen Sexkonstruktion.

Von **Klaus Dennhardt** stammt die im Gang hängende prägnant geradeaus fotografierte Fotoserie, in der auch einige der Ausstellungsteilnehmer porträtiert sind.

Mit geradezu französischem Esprit senden die Bilder „Balitz“ und die Dresden-Ansicht „Ostra-Gehege“ traditionsgesättigte Impulse aus.

Dennhardt hat seinen Bildern eine flirrende Strahlkraft verliehen, die die Sehnsucht des Endlichen nach dem Unendlichen und die Auflösung von Material in Licht impliziert.

Peter Herrmanns „Schwitzbad“ ist tatsächlich ein Bild der Freunde – und zwar durchaus ein psychologisierendes. Dargestellt sind Makolies, Herrmann, Graf, Strawalde und Penck als „Kampfgruppe“, alle Individualitäten sowie gegenseitige Zu- und Abneigungen und darüber hinaus die Phalanx gegenüber der vernormten DDR eingeschlossen. Herrmann hat mehrere solcher Bilder eines Ur-Dresdner Freundeskreises gemalt, begonnen in den Anfangstagen der gerontokratisch verwalteten Mangelwirtschaft, die wesentlich aus ihren Widersprüchen heraus Gruppenbildung und Nachbarschaftshilfe verstärkte.

Herrmanns Bild „Ramstein – Der Blick von oben“ ist ein heftig gestikulierendes, freches, gegen die Vorsehung aufbegehrendes Schicksalsbild, die Porträts „Grimmling/Dennhardt“ und „Scheib“ die freundschaftlichen Erdungen und Überbrückungen alltäglicher Zumutung. So halten sich Aufregung (draußen) und Beruhigung (drinnen) die Waage.

Hans Scheib versteht es, Holz auf eine zugleich nach außen drängende wie schlagartig gleichmäßige Weise zu behandeln. Gefühl, Erzählung, Reflexion und Bekenntnis werden dabei in kantiger Oberflächenbehandlung, gleich bleibend strengen Metren und die Verlagerung innerer Dramatik nach außen gebannt. So lakonisch die Andeutung von Erotik, so diskret auch die Andeutung von Dissonanz. Statt Überschwang herrscht Understatement, statt Pathos ein eher

ironischer Ton wie in „Ich war der Goldene Reiter“.

Den Schlusspunkt meiner Rede setze ich mit **Hans Hendrik Grimmling**. Sein „Mythos vom Reigen“ kann auch als Bild auf den Mythos von edler Gesinnung und lebenslanger Freundschaft verstanden werden, eine randvoll geladene Zeichen-Batterie und ein Altar-Bild des Zweifels, das diese Ausstellung mit dem nötigen Maß an Skepsis versieht.